

Rhein und Düssel

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 41.

Düsseldorf, 11. Oktober

1914.



Deutsche Feldküchenwagen — „Goulausch-Kanonen“ — auf dem Grande Place in Brüssel
vor dem Rathaus.

Exp. Ver. Fotodruck.



Riesen des Schlachtfeldes.

Skizze von Kurt Weinert.



Bivval! Es mutete uns an wie Friedensmanöver! Gewehre zusammengelegt, Tornister herunter, Kochgeschirr heraus und eine warme Mahlzeit!

Die laue Sommernacht hüllte uns in ihre weichen Schwingen. Aber uns brannten die Sterne wie unzählige Lichter an einem Riesenchristbaum. Unter den Kesseln prasselte das Kochfeuer.

Wir stopften unsere Pfeifen und plauderten, bis das saftige Ochsenfleisch gar war. Manche auch schrieben auf dem Bauche liegend eine Feldpostkarte nach der Heimat, an Eltern und Geschwister, Braut oder Frau und Kinder. Für manchen wurde es wohl auch ein Abschiedsgruß für immer. Ich hatte mich lang am Boden ausgestreckt, um ein wenig zu schlafen, denn ich fühlte mich sehr erschöpft.

Aus der Ferne hallte dann und wann ein Schuß herüber. Vorpostengeplänkel, das nicht viel zu besagen hatte. Man hörte das kaum noch und fühlte sich inmitten seiner Kameraden sicher wie ein Kind auf dem Schoße der Mutter. Als ich eben über dem Einschlafen war, weckte mich ein seltsames Geräusch.

Es brumnte und stöhnte im tiefsten Taß, und die Erde erzitterte, als ob eine Herde Elefanten durch Urwaldsiddicht bricht.

Wir sprangen auf, und da sahen wir, daß durch die Zeltstraße eine Riesenmaschine gefahren kam. Wirklich ein Elefant, aber einer mit stählernen Muskeln und loderndem Atem.

Es war einer der riesigen Motorpflüge, der mit seinem Gigantenleib aus der Nacht auftauchte.

Dicht hinterher ein zweiter, dann ein dritter und ein vierter.

Jeder der Stahlelefanten zog eine Anzahl sonderbarer Geräte, deren Konstruktion in ihrer vielgestaltigen Mannigfaltigkeit sinnverwirrend wirkte. Sie kamen auf dem sandigen Boden nur langsam vorwärts und prägten den Stempel deutscher Gründlichkeit tief in die bröckelnde Erde Frankreichs.

Wir wußten, was das Erscheinen dieser Motorkolosse zu bedeuten hatte. Sie zogen in kurzer Zeit die Schützengräben, deren Wall vielen das Leben schirmt, deren Grabe aber auch manchem zum Grabe in fremder Erde wird. Mit meiner Ruhe war es dahin.

Meine Kompanie wurde zum Antreten kommandiert.

Wir mußten laden und sichern und erhielten Befehl, die Arbeit der Motorelefanten zu beden. Vorwärts ging's in die Nacht hinaus. Wir hielten mit den Fahrzeugen Schritt, bis wir nach etwa anderthalbstündigem Marsche halt machten.

Wir kriesen dort auf eine Abteilung Train.

Die armen Kerle waren tüchtig erschöpft. Sie hatten fleißig gearbeitet. Ogleich die Nacht kühl zu werden begann, hatten sie die Vitwla abgelegt. Die Offiziere hielten eine kurze Besprechung ab. Dann wurden wir geteilt und schwenkten nach Südoßen ab.

Zwei der Motorriesen begleiteten uns.

Nach einer weiteren halben Stunde waren sie in ihren Positionen und nahmen in der nötigen Entfernung voneinander Platz.

Die Seiltrommeln fingen an zu rotieren und Trosse zu lassen. Die Pflugshare spreizten ihre Greifnasen und bissen an. Bald waren sie eingeseht und an der Lauftrasse verknüpft. Das alles ging mit fabelhafter Schnelligkeit, Ruhe und Präzision vor sich.

Die Pflugseilen blühten. Der Steuer-Unteroffizier sprang in seinen Sitz, packte das Steuertrab mit beiden Händen, und los ging's.

Leicht schwanlend wie ein Schiff der Wüste segelte der Pflug dahin und brach mit spielender Leichtigkeit die Schollen auf, so daß in kurzer Zeit eine Furche von dreißig Zentimeter Breite und etwa achtzig Zentimeter Tiefe aufgerissen war.

Nach jeder Furche rollten die Riesen eine kurze Strecke weiter und begannen dann ihre Arbeit von neuem, so daß die Gräben parallel zu liegen kamen.



Ein Trunk frischer Milch in einem französischen Bauerneß für unsere wackeren Feldgrauen.

Phot. Gebr. Bartsch.



Vom Kriegsschauplatz in Frankreich: Deutsche Infanterie feuert in langer Schützenlinie. Phot. Gebr. Hurdel.



Deutschlands Seewehr im Landkampf: Marine-Infanterie in Schützenkette. Phot. M. Renard.

Wir dachten an gar nichts Feindliches mehr. Dieses ungewohnte Schauspiel unerhörter Kraftleistung ohne jede Ermüdung hatte uns ganz gefangengenommen.

Welchem Vorhaben mochte diese Niesenarbeit gelten?

Da blühte in einigen Kilometern Entfernung ein Scheinwerfer auf und fing an zu kreisen.

Nun wußten wir es: Wir hatten wieder eines jener schwer zu stürmenden Forts vor uns.

Der Lichtkegel huschte lautlos und suchend über die Ebene, rüdte uns näher, tastete prüfend um uns und blieb dann auf uns haften.

Ob sie da drüben auch wußten, was hier vor sich ging? Hatten sie etwa unsere Stahlelefanten bei ihrer nächsten Arbeit schnaufen hören?

Zu sehen war von unsern Angeheuern auch drüben nichts. Der Train hatte einen Erdwall vor ihrer letzten Station aufgetworfen und ihn geschickt mit frisch gefällten Bäumen und mit allerhand Sträuchern bespidt, so daß das Ganze den Anschein eines harmlosen Hügels hatte.

Wir erhielten Befehl: Niederlegen!

Es war ein verteufeltes Gefühl, so still zu liegen und auf die feindliche Granate zu warten, die uns im allernächsten Augenblicke in Stücke reißen konnte.

Wirklich ging drüben auch bald eine eklige Schießerei los, aber die Dummköpfe schossen im trügerischen Lichte des Scheinwerfers stets zu kurz, und unbekümmert um die feindlichen Augen legelten die Rotorpsflüge durch den Boden, auch hierin den Niesen des Märchens ganz gleichend.

Als sie drüben mit Granaten anfangen, kamen sie zu spät. Unsere Arbeit war getan.

Eine feindliche Patrouille, die zu nahe heranlam, um das Wunder zu bestaunen, verschleuderten wir durch eine Salve.

Bald waren unsere Elefanten wieder im Dämmer der Nacht verschwunden, und noch ehe der Morgen grante, lagen unsere Feldgrauen in sicherer Deckung in den ebenmäßigen Schützengräben.

Es dauerte auch nicht lange, so sollte unsere Neugier befriedigt werden. Kleine weiße Rauchwolken fuhren knatternd über uns auseinander, und aus ihnen heraus griff mit ehernen tödlichen Krallen Monsieur Schrapnell. Das kostete Menschenblut.

Mein Nachbar sank auf sein Gewehr, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben. Es war eine schreckliche Situation. Doch das währte nur wenige Minuten.

Kaum, daß die feindlichen Batterien sich eingeschossen hatten, brüllte weit hinter uns Krupp mit Donnerstimme in den Geschosshagel und forderte aufbegehrend Platz für Seine Majestät, den Zweimündertig-Zentimeter-Mörser.

In folchem Bogen sausten die glühenden Eisenwalzen über uns dahin und stürzten sich mit unfehlbarer Treffsicherheit auf ihr Ziel.

Der Geschüttdonner drüben nahm ab. Ich sah durch das Glas ein feindliches Kasemattengeschütz mit samt den einschließenden Mauern zersezt in sich zusammenbrechen. Aber da stürmte es sprungweise heran — Rothosen, ein Glied dicht hinter dem andern.

Ein Ausfall. Unsere Offiziere mußten ihn schon erwartet haben. Wir erhielten Befehl: Graben verlassen, zurück — marsch, marsch! Zähneknirschend gehorchten wir, und die Feinde mit Hurra hinter uns drein und in unsere schönen sicheren Gräben hinein. Waren denn nun unsere Führer verrückt geworden? Aber in demselben Augenblicke erfuhren wir, daß das ganze Mandöver nur eine Kriegslift gewesen war.

Während wir in Stützfront zurückgezogen waren, hatten, selbst von uns unbemerkt, seitlich unsere Maschinengewehre Aufstellung genommen und spien nun ihren dichten Geschosshagel in die nahen Schützengräben, in welchen die Feinde dicht wie Raikäser beieinander hockten. Sie taten furchtbare und gründliche Arbeit, und aus den Mantelhüllen schoß das kochende Kühlwasser in hellen Dampfstrahlen hoch zischend empor.

Unterdes hatte die Kavallerie hinten eingeschwenkt und schnitt den Feinden den Rückweg ab.

Was aus den Schützengräben noch heraussprang, ließen wir bis auf Kopfziel herankommen und strekten es dann nieder. Nach wenigen Augenblicken lagen die Schützengräben dicht voll Toter, und noch immer arbeiteten die Teufelsmaschinen, daß aus ihren Wasserfählern immer von neuem zischende Dampfäulen aufzuhren.

Ich glaube, es kam kaum der zehnte Teil der tapferen Ausfalltruppe in die Festung zurück, und bald darauf stieg drüben auf zerschossenen und geborstenen Mauerresten die weiße Fahne auf.



Dr. Wilhelm Berning, der neue Bischof von Osnabrück.

Geboren am 26. März 1877 zu Eingen a. d. Ems als Sohn eines Tischlermeisters, widmete er sich zu Breslau und Münster, wo er zum Dr. der Theologie promovierte, dem Studium der Theologie und Philosophie, trieb auch eifrig sprachliche und geschichtliche Studien und erhielt am 10. März 1900 in Osnabrück die Priesterweihe. Nach einjähriger Tätigkeit am Gymnasialkonvikt daselbst wurde er 1901 Religions-Oberlehrer am Gymnasium zu Meppen, wo er 15 Jahre lang eine reiche pädagogische und zugleich auch seelsorgerische Tätigkeit ausübte. Daneben trat er mit zahlreichen Veröffentlichungen aus dem engeren und weiteren Gebiete seines Berufes und seiner Studien hervor. Am 26. Mai des Kriegsjahres wählte ihn das Osnabrücker Domkapitel auf den Stuhl des hl. Diho. In einer schlichten Feier fand am 29. September d. J. seine Konsekration und Inthronisation im Dom zu Osnabrück statt.

Phot. G. Pilmeyer.



In Düsseldorf ausgehobene Automobile zur Beförderung von Liebesgaben an unsere tapferen Soldaten in Feindesland.
 Hofphot. J. Henne.



Die Düsseldorfer Landwehrleute der 5. Kompanie des 16. Landwehr-Infanterieregiments auf dem Kriegsschauplatz.
 Phot. Hans Kiefernahl.

Der Sieg vor dem Krieg.

Von Leo Heller.

Als es noch tief im Frieden gewesen war, und die in ihrem kleinen Dorf am Bergabhang noch blutvenig gewöhnt hatten von all den Gesprächen, welche die hohen Herren durch den Draht zwischen Wien und Berlin, Paris, London und Petersburg geführt hatten, waren die beiden Parteien in immerwährendem Kampf gewesen. Freilich, der Herr Gemeindevorstand, der Feuerwehthauptmann und der Bauer, der als der reichste im Dorfe galt, waren ja deutsch bis in die Knochen hinein und die Mehrzahl der Bauern war's auch, aber da war einer, der ganz am Ende des Dorfes sein Gehöft hatte, der hieß Navratil, und das war ein ganz verpföndter Tschede, der nur tschechisches Gesinde anstellte und dessen Ochsen beim Acker nur dann gehorchten, wenn sie tschechisch kommandiert wurden. Der Navratil war ihnen allen ein Dorn im Auge, sie betrachteten ihn alle als ihren Feind und mieden ihn, wo und wann sie nur konnten.

Wenn der Geburtstag des alten Kaisers gefeiert wurde, dann reckten sie alle durch die Dachlaken ihrer Hütten und Häuschen Fähnchen heraus: schwarz-gelbe und schwarz-rot-gelbe. Nur der Navratil ließ vom Dach seines Hauses eine Fahne flattern, die war rot-weiß und — was den Herrn Gemeindevorstand besonders ärgerte — doppelt so lang wie die schwarz-rot-gelbe Fahne, mit der er sein eigenes Haus geschmückt hatte.

Sie ließ der alte Navratil eine Gelegenheit vorbeigehen, um sich mit den andern im Dorf in Widerspruch zu setzen. Wenn man im Sommer an seinem Häuschen vorbeiging, dann waren die kleinen, niedrigen Fenster sperrangelweit offen, und aus der Wohnung herauslang eine volle Mädchenstimme, die die rührende tschechische Volkswaise „Wo ist mein Heim?“ sang. Das war Ludmilla, die blonde Tochter Navratils, das Mädel, dem aller Haß und Groll Liebllichkeit und Anmut nicht absprechen konnten.

Wenn die Leute den Sang hörten, dann ballten sie die Fäuste. „So was sollte ein Deutscher in Tschechien drüben wagen! Das Haus würden sie ihm überm Kopf anzünden!“

Mitunter sammelten sich auch einige Patschen und Dirnen vor den Fenstern Navratils an, und wenn Ludmillas schöne Stimme erklang, dann begannen sie in vollem Chor die „Nacht am Rhein“ zu singen. — Solange, bis Vater Navratil mit drohend gekallter Faust am Fenster erschien, um es zu schließen.

Das hatte Jahre hindurch gedauert, und das dauerte noch an dem goldenen Sommertag, an dem die Bauern ihre Augen wohlgefällig über das Wogen und Wallen ihrer Getreidfelder schweifen ließen. Auch die Saat des alten Navratil war wunderbar gediehen. Er war mit Ludmilla am frühen Morgen zu seinem Feld hinausgegangen, und die Bauern hatten gesehen, daß an diesem Morgen der boshafte Zug, der sonst auf seinem Anflitz lagerte, geschwunden war. Und Ludmilla lächelte.

„Wenn das kein Tschedenmädel wäre,“ hatte der Heinrich Diewal zu einem Knecht gesagt, „Herrgott, die könnt' ich lieb haben!“

Zu Mittag hat der krumme Seff am Strid der kleinen Glode, die im Turm der Dorfkapelle hing, gezogen, und die Leute schritten von den

Feldern ihren Häusern zu, um sich um die blankgekehrten Tische zu setzen. Da — sie haben kaum den ersten Löffel Suppe zum Munde geführt — läuft es durch die hügelige Dorfstraße. Man hört die berben Stiefel auf dem festen, ausgetrockneten Boden aufklappen und hört die Flügelschläge der Gänse, die wie vor einem Feind auseinanderstieben. Vors Haus ober zum Fenster! Da kommt atemlos der Gemeinbediener gelaufen. Unter dem einen Arm hat er ein Palet bedruckt Wogen, und in der freien Hand schwingt er auch einen Wogen.

„Möbilmachung! Möbilmachung! Gegen Serbien!“

Eingeschlagen hat's. Die Leute alle aus ihren Häusern und Hütten heraus und den Gemeinbediener, der ein Plakat am schwarzen Brett des Amtshauses annageln will, fest eingeteilt.

„Hilfe! Hilfe! Ihr zerbrucht's mich ja!“

Endlich hängt das Plakat am Brett.

„Das hat unser Kaiser geschrieben!“

Und sie buchstabieren es und lautieren, was auf dem Zettel gedruckt steht, und Weiber und Kinder mitten drunter: „Was ist? Was gibt's?“

Da nähert sich auch der alte Navratil mit seiner Tochter Ludmilla dem dichten, lärmenden Haufen.

„Kannst es ja nicht lesen,“ höhntisch der eine.

„Ja ja Deutsch,“ der andere.

Der alte Navratil aber ließt. Laut und vernünftig ließt er, was da schwarz auf weiß in deutscher Sprache auf dem Plakat steht.

Die Leute macht es erstaunen. Sie bilden um den Navratil einen weiten Kreis, so daß er allein steht wie ein Pfarrer, der zu seiner Gemeinde, oder ein Hauptmann, der zu seinen Soldaten spricht. Als der Navratil mit dem Text zu Ende ist, findet der Gemeindevor-

stand zuerst das Wort: „Navratil, Sie können Deutsch lesen?“

Statt jeder Antwort streckt Navratil dem Ersten der Gemeinde seine Hand entgegen, in die der Vorsteher fest einschlägt.

„Wenn der Kaiser seine Oesterreicher zum Schutze des Vaterlandes ruft, dann kann der Navratil nicht nur Deutsch lesen, sondern auch Deutsch reden!“

Und als dann „Gott erhalte, Gott beschütze“ feierlich und heilig in die Lüfte stieg und hinterher der „Prinz Eugenius“ gelungen wurde, da hatten Navratil und Ludmilla begeistert in den Chor eingestimmt. Und der krumme Seff hat schnell wie nie an dem Strid des Glöckleins gezogen, das im Tor der kleinen Dorfkapelle hing. Und von den Feldern draußen quoll ein satter, weicher Hauch ins Dorf herein: Segen! Segen! Und am Abend dieses Tages sah man Ludmilla zum erstenmal mit dem von allen Mädchen des Dorfes begehrten Sohn des Gemeindevorstehers durch die Dorfstraße gehen.

„Morgen rüd' ich ein, Mila,“ sagte er leise.

„Und wenn du wiederkommst?“

„Dann heiraten wir. Verlobt sind wir lang genug gewesen. Drei volle Jahre.“

„Trotz aller Feindschaft!“

„Trotz aller Feindschaft!“

Vor dem Krieg war über das Dorf der große Friede gekommen:

„U 9“.

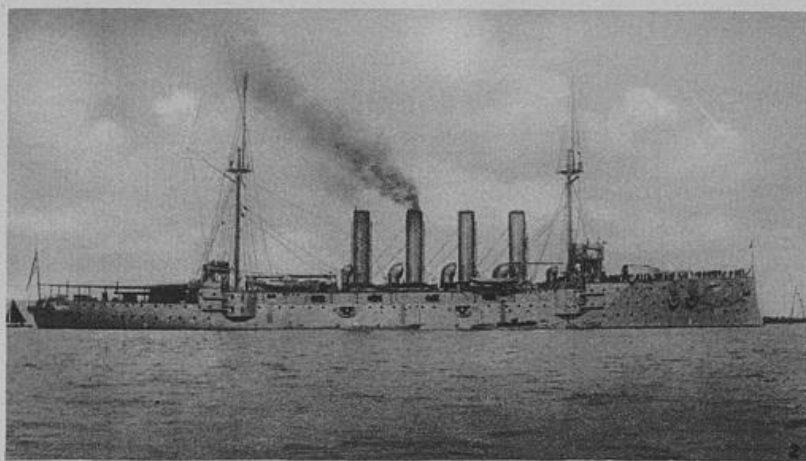
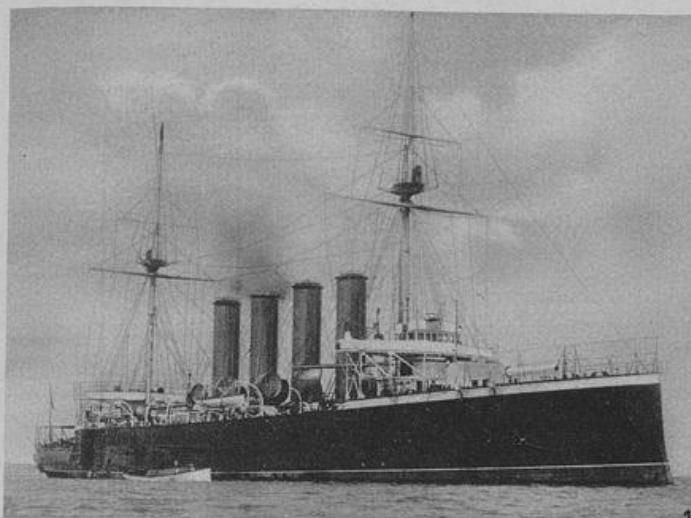
Von Josef Adolf Schmitt.

Ein Tag wie Stahl, wie klirrendes Eisen!
Drei mächtige Panzer! Ein ätzender Ton!
Ein stählerner Arm! Ein Krachen und Reissen!
Drei Splitter vom weltmeerbeherrschenden Thron!

Drei Splitter? Nein! Drei wuchtige Späne!
Ein Knochengesicht! Ein erschütternder Schrei!
Drei Panzerkreuzer! Drei Eisenföhne!
Drei blanke Torpedos — und alles vorbei! —

Ein dunkler Schatten! Ein mattes Blinken!
Eine deutsche Mannschaft auf Todesfahrt!
Drei schnelle Schläge! Ein jähes Sinken!
Hei Wiking, hei Hansa, das ist eure Art!

DIE HELDENTAT DES UNTERSEEBOOTES „U.9.“

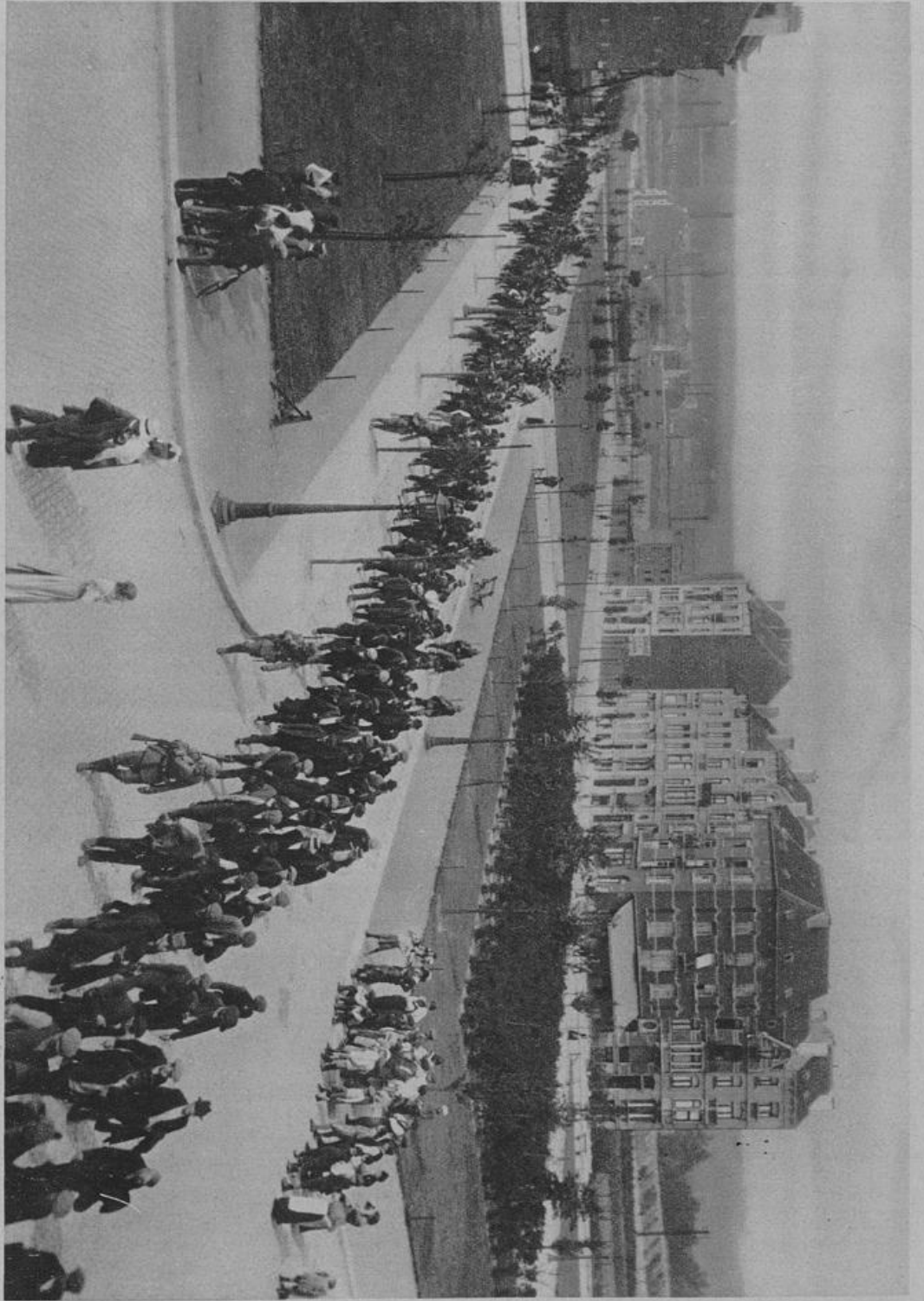


Kapitänleutnant Otto Weddigen, geboren am 15. September 1882 zu Herford i. W., befehligte als Kommandant das deutsche Unterseeboot „U.9“, das vor Hoet van Holland folgende drei englische Kriegsschiffe vernichtete:

1. Kreuzer „Cressy“. Er war 1899 erbaut und hatte 12200 Tonnen Wasserverdrängung bei einer Länge von 134 Metern. Seinen Namen trug er nach der Schlacht bei Crecy.
2. Kreuzer „Aboukir“. Er war 1900 ganz nach dem Kreuzer „Cressy“ gebaut. Sein Name wurde gegeben in Erinnerung an die Vernichtung der französischen Flotte durch Nelson vor Aboukir.
3. Kreuzer „Hogue“. Er wurde auch 1900 nach dem Vorbild des „Cressy“ gebaut.

Kapitänleutnant Weddigen wurde für seine hervorragende Tat mit dem Eisernen Kreuz I. und II. Klasse und anderen hohen Orden ausgezeichnet. Seine Mannschaft erhielt das Eiserne Kreuz II. Klasse und Spenden von privater Seite.





Einbringung gefangener Belgier aus Essen in Stüffel unter militärischer Bewachung.

Exp. Hrn. Spöckmann.